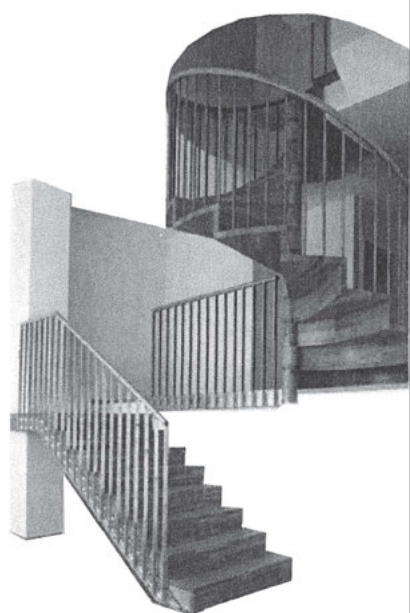


Christian Kühn

**Operation Goldesel
Texte über Architektur und Stadt
2008 — 2018**

**Birkhäuser
Basel**



Vorwort

Das Gold und die Regeln → 6

2018

10. März 2018

Wer braucht denn schon Details? → 11

10. Februar 2018

Ein Lift zu Gott → 13

13. Januar 2018

Nicht alle Schlaun überleben → 15

2017

11. November 2017

Elefant mit Feinheiten → 19

21. Oktober 2017

Erst denken, dann bauen → 21

23. September 2017

Im Archiv des Genies → 24

26. August 2017

Schule mit offenen Armen → 26

29. Juli 2017

Das Wilde pflegen → 29

1. Juli 2017

Ist das Kunst? → 31

3. Juni 2017

Bauen wie die Tiger → 33

13. Mai 2017

Das Glück, Vorarlberg zu bauen → 36

8. April 2017

Im Turm der Paragrafen → 38

12. März 2017

Licht von allen Seiten → 40

25. Februar 2017

Das Ei der EU → 42

11. Februar 2017

Die Qual mit der Qualität → 47

14. Januar 2017

Die Party ist noch nicht zu Ende → 49

2016

17. Dezember 2016

Gleiten oder hetzen? → 53

19. November 2016

Bildung, Building, Bilding → 56

22. Oktober 2016

Hin und weg → 58

24. September 2016

Ist das schon gut genug? → 60

27. August 2016

Die Stadt als Objekt → 63

29. Juli 2016

Sparen mit Verstand → 65

4. Juni 2016

Wie viel Wert hat Ihre Haltung? → 68

28. Mai 2016

Eine Front findet sich immer → 71

7. Mai 2016

Meint ihr das ernst? → 73

9. April 2016

Wie baut man eine Stadt? → 76

12. März 2016

„We make the world“ → 78

13. Februar 2016

Da kommt noch was! → 80

16. Januar 2016

Schweben mit Verstand → 82

9. Januar 2016

Mit dem Zufall planen → 85

2015

19. Dezember 2015

Eleganz ganz aus Glas → 89

21. November 2015

Schaffen wir das? → 91

26. September 2015

Chronik einer Gasse → 93

29. August 2015

Die Stadt der schnellen Schulen → 96

1. August 2015

Wir sind am Ziel. Sind wir? → 98

4. Juli 2015

Lernen von den Dänen → 101

6. Juni 2015

Orientiert euch! → 103

9. Mai 2015

Mut zur Mücke → 105

11. April 2015

Luftschiffe im Hinterhof → 108

21. März 2015

Was muss hier brennen? → 110

14. Februar 2015

Kann das gesund sein? → 112

31. Januar 2015

Tanz der Türme → 114

2014

20. Dezember 2014

Zwei Betten, eine Wiege, ein Sarg → 121

22. November 2014

Reden unter Glas → 123

24. Oktober 2014

Bahn frei für das Mittelmaß → 126

27. September 2014

Schön allein ist nicht genug → 129

30. August 2014

Cluster macht Schule → 131

2. August 2014

Eine undichte Stelle → 134

5. Juli 2014

Nichts ist egal → 136

10. Mai 2014

Das Museum wird lebendig → 139

11. April 2014

Penthouse für alle? → 141

15. März 2014

Money Maker → 144

15. Februar 2014

Furchtlos in Zürich → 147

2013

7. Dezember 2013

Die Retter der Sofie → 151

23. November 2013

Ein böses Problem → 153

25. Oktober 2013

Und ewig schallt das Opernklo → 156

14. September 2013

Karneval der Alphatiere → 158

31. August 2013

Lässig im neuen Anzug → 161

6. Juli 2013

Drei Jahre danach → 163

7. Juni 2013

Der lange Marsch → 165

25. Mai 2013

Operation Goldesel → 168

11. Mai 2013

Will das der Markt? → 173

13. April 2013

Licht von unten → 175

2. März 2013

Salto mortale mit Schlag → 178

16. Februar 2013

Alles zum Besten der Narren → 180

5. Januar 2013

Ikonen am Berghang → 183

2012

7. Dezember 2012

Gegen die Wand → 187

24. November 2012

Stadthaus mit Buckeln → 189

27. Oktober 2012

Wenn der Sachzwang baut → 191

29. September 2012

Die breite Spitze der Baukunst → 194

08. September 2012

Was hält uns zusammen? → 196

18. August 2012

Mit leichtem Schwindel → 198

7. Juli 2012

Eine Stadt sieht rot → 200

9. Juni 2012

Ach, Baukultur, wo willst du hin? → 202

12. Mai 2012

Vom Blockrand zum Campus → 204

14. April 2012

Stadt ohne Körper → 207

17. März 2012

Wie im Wilden Westen → 209

25. Februar 2012

Draußen an der U-Bahn → 211

21. Januar 2012

Das Erlebnis Bad → 214

2011

24. Dezember 2011

Bilder, die Bauten machen → 217

26. November 2011

Nach falschem Rezept → 218

8. Oktober 2011

Schützen an der Halfpipe → 221

3. September 2011

Das Haus ohne Unterlippe → 223

20. August 2011

Auf nach Abu Ghraib! → 225

6. August 2011

Die Schlucht in der Stadt → 226

09. Juli 2011

Schlag den Star → 228

11. Juni 2011

Die Stadt im Flow → 230

30. April 2011
Wir sind Welterbe → 232
2. April 2011
Klasse mit Katze → 235
19. März 2011
Die Utopie im Reservat → 237
22. Januar 2011
Adieu, Avantgarde → 240

2010

24. Dezember 2010
Esse mit Ausblick → 243
27. November 2010
Die Quadratur des Dreiecks → 245
30. Oktober 2010
Orgien, Mysterien, nüchtern gerahmt → 248
16. Oktober 2010
Der Schwank von Schwaz → 250
4. September 2010
Steine im Glashaus → 252
7. August 2010
Auf nach Tirol! → 254
10. Juli 2010
Kultur des Sprudelns → 257
12. Juni 2010
Autonomie und Inbrunst → 259
08. Mai 2010
Eine Fahne für Österreich → 261
17. April 2010
Lernen im fliegenden Teppich → 264
20. März 2010
Wien spielt → 266
20. Februar 2010
Bauen nach Gebrüdern Grimm → 269
23. Januar 2010
Das Asyl im Nirgendwo → 271

2009

24. Dezember 2009
Keine Weihnachtsgeschichte → 275
28. November 2009
Auftauchen und Luft holen! → 276
31. Oktober 2009
Wenn der Komet einschlägt → 278
05. September 2009
Baustelle Wien → 280
08. August 2009
Spät? Post? Nur modern? → 282

10. Juli 2009
Wo schlägt das Herz der Stadt? → 284
26. Juni 2009
Was lernt die Schule? → 286
30. Mai 2009
Pritzker und Freunde → 291
16. Mai 2009
Sieht so Schule aus? → 294
18. April 2009
Für immer wie gestern → 296
22. März 2009
Stadt fährt ab → 298
06. Februar 2009
Schmalers geht's nicht → 301

2008

15. November 2008
Architektur im Pelz → 305
04. Oktober 2008
Wenn Stümper Städte bauen → 307
31. August 2008
Architektur macht glücklich → 309
19. Juli 2008
Wo ist hier das Haus? → 311
18. Mai 2008
Wohnen mit und ohne Knick → 313
12. April 2008
Zeit für PPP? → 315
24. Februar 2008
Präsenz und Seifenblase → 317
20. Januar 2008
Ein Stadtbild kommt ins Rollen → 319

Das Gold und die Regeln

Architektur und Stadt sind Teil der materiellen Welt, feste Dinge, gegen die man anrennen, an denen man sich den Kopf wund schlagen kann. Andererseits sind sie Produkte unserer Einbildungskraft, aufgeladen mit Bedeutungen, die oft erst aus dem Kontext und der Geschichte ihrer Entstehung verständlich sind: Am Anfang jedes komplexen architektonischen oder städtebaulichen Projekts stehen zahlreiche, oft widersprüchliche Bedürfnisse, Sehnsüchte und Interessen. Am Ende stehen ausgeführte Gebäude, die ihrerseits auf die Menschen wirken. Winston Churchill wird eine Kurzfassung dieses Gedankens zugeschrieben: „We shape our buildings; thereafter they shape us.“

Was in diesem Zitat nach klar abgegrenzten Phasen klingt – zuerst das Planen und Bauen und dann die Nutzung –, ist in Wirklichkeit ein kontinuierlicher Prozess mit vielen Rückkoppelungen, vor allem, wenn man bedenkt, dass Bauen heute meist Bauen im Bestand bedeutet. Aber selbst im Fall eines Neubaus auf der „grünen Wiese“ sehen diese Bedürfnisse, Sehnsüchte und Interessen bei der Fertigstellung mitunter anders aus als zu Beginn der Planung: Prioritäten haben sich verschoben, Details wurden ausgehandelt, Kompromisse gefunden, neue Wünsche entdeckt. Entwurf in Architektur und Städtebau bedeutet immer, gleichzeitig an Lösung und Problem zu arbeiten. Man könnte auch sagen: Gelungene Architektur klärt die Verhältnisse.

Die hier abgedruckten Texte – in den Jahren 2008 bis 2018 für die Wochenendbeilage „Spectrum“ der Wiener Tageszeitung *Die Presse* entstanden – thematisieren Architektur und Stadt in diesem sehr umfassenden Sinn. Mein Anliegen war es, mit ihnen das Unsichtbare an der Architektur freizulegen, auch wenn sie immer von dem ausgehen, was an architektonischer Substanz vorhanden ist: Raum und Form, Material und Konstruktion. Natürlich geht es dabei auch um Schönheit, die sich für mich aber nicht vom Kontext, in dem sie auftritt, trennen lässt. Zwei gleich aussehende, gleich „schöne“ Gebäude können, je nach Kontext, sehr unterschiedlichen Interessen dienen und daher ganz Unterschiedliches bedeuten.

Im Vorwort zur ersten Sammlung meiner Architekturkritiken aus dem „Spectrum“, die im Jahr 2007 unter dem Titel *Ringstraße ist überall* erschienen ist¹, habe ich behauptet, es handle sich um ein „Handbuch für Träumer, die an die Bedeutung von Architektur als Medium des gesellschaftlichen Fortschritts glauben“. Diese Aussage ist nach wie vor gültig. Auf die ironische Brechung, dass nur Träumer an die Kraft dieses Mediums glauben, würde ich aus meiner heutigen Sicht allerdings verzichten. Auch den Realisten ist inzwischen bewusst, dass viele Zukunftsfragen nur dann erfolgreich beantwortet werden können, wenn auch architektonische, städtebauliche und raumplanerische Aspekte berücksichtigt sind.

Umso wichtiger ist es, dass sich Architektinnen und Architekten nicht nur den unmittelbaren Auftraggebern verpflichtet fühlen, sondern auch den Nutzern und den anderen auf irgendeine Weise involvierten Akteuren – auch jenen, die ihre Interessen nicht artikulieren können, entweder, weil sie nicht über die Mittel verfügen oder weil sie noch gar nicht existieren: Der Entwurf einer besseren Welt muss heute von der Zukunft her gedacht werden. Damit ist der Rahmen für die „beschränkte Autonomie“ der Architektur abgesteckt, innerhalb dessen sie sich ihren künstlerischen Freiraum bewahren muss. Baukultur beginnt dort, wo diese Autonomie durch Institutionen abgesichert wird – bei den Universitäten und

Kunsthochschulen, an denen Architektur gelehrt wird, aber auch in Architekturwettbewerben, deren Wesen darin besteht, dass die Entscheidung über ein Projekt an eine mehrheitlich mit Fachleuten besetzte Jury delegiert wird. Dass Architektinnen und Architekten hier viel Geld investieren, ist kein Zeichen ökonomischer Unvernunft, sondern Ausdruck des Stellenwerts, den sie dieser Autonomie zumessen.

Diesem Selbstbild der Profession steht die Haltung jener Auftraggeber gegenüber, die Architektur als Produkt verstehen und deren Planung als reine Dienstleistung. Dazu zählen nicht nur private Auftraggeber, die ihre Rendite über alles stellen, sondern auch öffentliche, die glauben, sich unter der Prämisse von Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit mit der billigsten Lösung zufriedengeben zu müssen. Im letzten Jahrzehnt hatte diese Haltung einen Zeitgeist auf ihrer Seite, den etwa der österreichisch-kanadische Großunternehmer und Kurzzeitpolitiker Frank Stronach, der mit dem Fontana-Wohnpark im niederösterreichischen Oberwaltersdorf den „New Urbanism“ nach Österreich gebracht hat, in seiner „goldenen Regel“ so zusammenfasste: „Wer das Gold hat, macht die Regeln.“

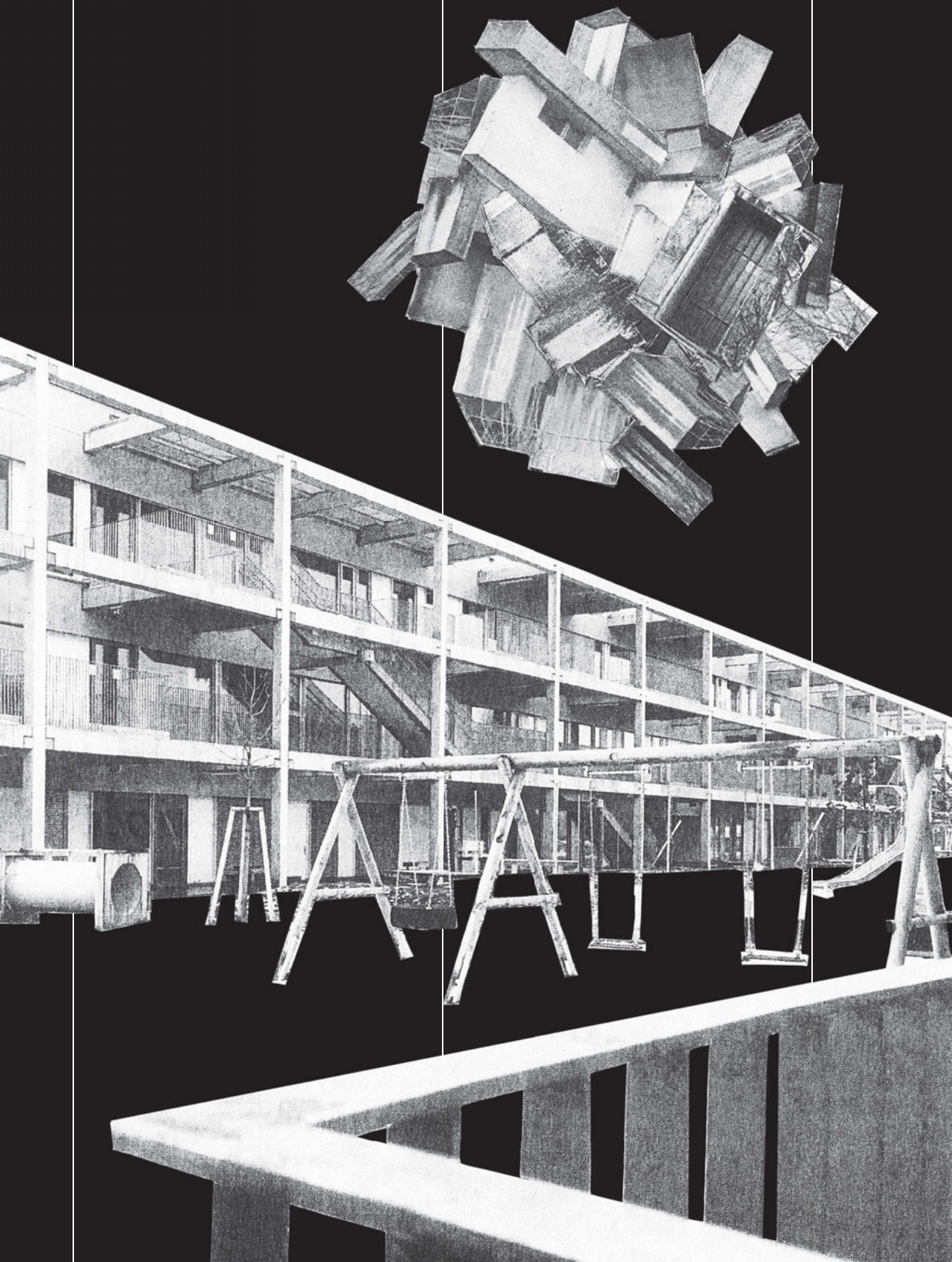
Der Titel des vorliegenden Buches, *Operation Goldesel*, bezieht sich auf den zunehmenden Einfluss von Kapitalinteressen auf die Produktion von Architektur und Stadt, wie er von 2008 bis 2018 zu beobachten war. Dieser Zeitraum beginnt mit einer Bankenkrise, die sich, getrieben von den Interessen der Finanzwirtschaft, in eine Krise der öffentlichen Haushalte verwandelte. Er endet mit einer Spekulationsblase, in der die Profiteure ihre Gewinne in Sicherheit bringen wollen, indem sie in Immobilien, also in „Betongold“, investieren. Diese Entwicklung hat ihre Seiteneffekte: Ist die totale Monetarisierung der Stadt einmal erfolgt, wird alles verhandelbar. Das Modell der „Public Private Partnership“ entzieht das Bauen der öffentlichen Verantwortung, indem es Architektur auf die Frage nach den Kosten reduziert. Vorausschauende

Planung und Gestaltung durch die öffentliche Hand wird als altmodisch und ineffizient denunziert. Was bleibt, ist bestenfalls „Gestaltmanagement“, eine vage Hoffnung, die Interessen der Investoren in verträgliche Bahnen zu lenken. Die Gegenleistung für die Zerstörung von Qualitäten, die über Jahrhunderte entstanden sind, besteht dann in der durch städtebauliche Verträge zwischen Investor und öffentlicher Hand geregelten Errichtung sozialer Infrastruktur. Die Werte, die dabei verloren gehen, sind in Geld nicht messbar.

Viele der 124 hier versammelten Texte handeln vom Widerstand gegen diese Entwicklung – ein Widerstand, der in der Architektur weniger im Protest besteht als in der Realisierung konkreter Alternativen: großzügig ausgestattete Schulen, die das Schema von Gang und Klassenzimmer durchbrechen; Wohnbauten, die neue Formen des Zusammenlebens zulassen; öffentliche Räume, die sich im Alltag als „Common Ground“ für eine immer heterogener werdende Gesellschaft bewähren. Nicht alle diese Alternativen sind erfolgreich, aber auch Misserfolge bringen Erkenntnis.

Dass dieses Buch entstehen konnte, ist einer Reihe von Menschen zu verdanken, die an Architektur gleich hohe Ansprüche stellen wie ich. Dazu zählen Architektinnen und Architekten, Ingenieure und Stadtplanerinnen, Beamte, Bauherren und Politikerinnen, die im verzweigten Ökosystem der Architektur aktiv sind und mir durch ihre Arbeit Anlass zum Schreiben geboten haben. Danken möchte ich insbesondere auch Wolfgang Freitag, der mich als zuständiger Redakteur im „Spectrum“ über die Jahre begleitet hat. Die grafische Gestaltung des Buches hat wiederum Erwin Bauer übernommen und das Format einer „kondensierten Tageszeitung“, das er im Jahr 2008 für *Ringstraße ist überall* entwickelt hat, an eine lauter gewordene Zeit angepasst. Dank gebührt auch den Fotografen, die mehr als je zuvor das Bild der Architektur in der Öffentlichkeit prägen, sowie den Sponsoren und Fördergebern und nicht zuletzt der Technischen Universität Wien, die mir die finanzielle Unabhängigkeit sichert, die ein Kritiker braucht.

2018



Wer braucht denn schon Details?

Public-Private-Partnership wird gerne als Königsweg dargestellt, um soziale Infrastruktur zu schaffen — ohne neue Schulden. Erste Realisierungen zeigen die Grenzen dieses Modells.

Mit dem Wachstum der Stadt wächst auch der Bedarf nach Kindergärtenplätzen, Schulklassen und Krankenhausbetten, also nach „sozialer Infrastruktur“. Dieser Begriff hat sich in die Sprache der Planer seit den 1970er-Jahren etabliert, als in den Vereinigten Staaten von einer „Infrastructure Crisis“ gesprochen wurde, die sich zuerst auf rein technische Systeme bezog, also Transport- und Kommunikationssysteme, aber bald auf die „Hardware“ des Bildungs- und Gesundheitssystems ausgedehnt wurde.

Über Schulen und Kindergärten als Infrastruktur nachzudenken, bedeutet, sie als große Systeme mit Lebenszyklen von 50 Jahren zu betrachten, in die enorme Investitionen fließen. Pro Jahr muss die Stadt Wien in ihren Pflichtschulen in Summe zusätzliche 120 Klassen schaffen.

Es geht hier nicht um einzelne Gebäude, sondern um „Programme“, aktuell in Wien etwa das für die Periode 2012 bis 2022 laufende Schulbauprogramm mit einem Budget 700 bis 800 Millionen Euro, in dessen Rahmen zehn neue Bildungseinrichtungen realisiert werden. Dazu kommen weitere, hunderte Millionen Euro teure Programme für Schulsanierung und -erweiterung.

Wer in solchen Dimensionen denkt, fokussiert beim Bauen fast zwangsläufig auf die ökonomischen Aspekte. Jede Million, die die Stadt in ihre Bildungsinfrastruktur steckt, ist zwar eine Investition in die Zukunft, zumindest, wenn man daran glaubt, dass Menschen mit guter Schulbildung später mehr zur Wirtschaft und zum Steueraufkommen beitragen werden als schlecht gebildete. Am

Anfang trägt diese Investition aber nur zum Schuldenstand der öffentli-

11 chen Hand bei, zu dessen Limitierung

sich Österreich innerhalb der Europäischen Union zur Einhaltung der so genannten Maastricht-Kriterien verpflichtet hat.

Zur legalen Umgehung dieser Kriterien steht der öffentlichen Hand das *Instrument des Public-Private-Partnership* zur Verfügung, bei dem Infrastruktur von Privaten errichtet und an den Staat vermietet wird, womit nur die jährlichen Mietkosten fürs Budget schlagend werden. Neben der nominellen Budgetentlastung steht hinter dem Modell die Ideologie, dass ein schlanker Staat Aufgaben an Private übertragen sollte, die dieselben Leistungen effizienter und kostengünstiger erbringen würden.

Die Idee von PPP-Modellen stammt nicht zufälligerweise aus Großbritannien, wo Tony Blairs New Labour nach ihrem Wahlsieg 1997 die Idee eines Dritten Wegs propagierte, der unter anderem eine stärkere Beteiligung privater Investoren an öffentlichen Aufgaben vorsah – als Partnerschaft, im Unterschied zur radikalen Privatisierung der Thatcher-Ära. Bis zu 20 Prozent günstiger – so lautete das Versprechen – könnten Projekte werden, wenn sie der trägen Beamtenschaft entzogen und agilen Privaten übertragen werden.

Die Realität sieht freilich anders aus. Ein Untersuchungsausschuss des britischen Parlaments kam 2011 zum Ergebnis, dass Nachforderungen der Investoren die Regel sind. Ähnlich urteilte 2014 der Deutsche Bundesrechnungshof, der mittels PPP errichteten Autobahnprojekten Mehrkosten in Milliardenhöhe attestierte. Befürworter des Modells sprechen von einzelnen Negativbeispielen und sehen den zentralen Vorteil von PPP in der höheren Kostenwahrheit, da der Private einen realistischen Fixpreis zusetzen muss. Öffentliche Auftraggeber würden



Noch im Winterschlaf: Hofseite des neuen Bildungscampus Attemsgasse mit Balkonen und schwebenden Gärten.

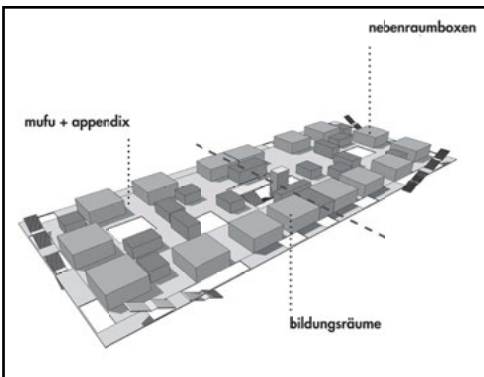
Foto: C. Kühn

stattdessen oft mit zu niedrigen Budgets in ein Projekt starten.

Für den Bildungsbau greift dieses Argument freilich nicht. Eine Gemeinde wie Wien mit hunderten Schulbauten weiß, welchen Standard sie um welches Geld errichten möchte. Hier geht es einzig und allein um die Maastricht-Kriterien beziehungsweise um die Frage, in welchem Bereich man sich zu PPP-Modellen entscheiden möchte. Warum ausgerechnet Bauten für die Bildung so realisiert werden müssen, ist nicht leicht zu argumentieren.

Die Entscheidung Wiens, in Zukunft alle großen Neubauten im PPP-Modell zu errichten, hat vor zwei Jahren zu einem massiven Protest der Architektenschaft geführt, der auch von der Kammervertretung mitgetragen wurde. Architekten gaben anstelle von Projekten Protestplakate ab, in denen sie gegen PPP polemisierten. Dabei ging es vor allem um einen prinzipiellen, für die architektonische Qualität wesentlichen Aspekt: Die Stadt wollte PPP so anlegen, dass Architektinnen und Architekten, die einen Wettbewerb gewinnen, nur den Entwurf und Leitdetails planen sollten. Die weitere Planung sollte von anderen Planern im Auftrag des privaten Partners übernommen werden. Die Gründe dafür waren teilweise juristisch argumentiert, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil aber mit der Hoffnung, sparen zu können, wenn die Architektur sich nicht mehr mit ihren Flausen einmischen darf.

Inzwischen hat die Stadt dazugelernt: Bei den jüngeren Campusprojekten kamen unterschiedliche Modelle zur Anwendung: In manchen Fällen wurden die Architekten vom privaten Partner



Regal mit eingestellten Boxen: Campus-Konzept von Querkraft Architekten.

Foto: Querkraft

übernommen, in anderen sind die Architekten auch in der Ausführungsphase einbezogen, wenn es um letzte Umsetzungsfragen im Detail geht. Zur klaren Regelung, dass der Private die Planer aus dem Wettbewerb übernehmen muss, wollte die Stadt sich aber nicht durchringen. Bei den kleinen und mittelgroßen Schulerweiterungsprojekten verzichtet die Stadt aber inzwischen komplett auf PPP und vergibt nach Architekturwettbewerben Generalplaneraufträge – das klassische Modell, das etwas mehr Zeit kostet, aber im Schnitt die beste Qualität liefert.

Beim PPP-Projekt Campus Attemsgasse, der seit Herbst letzten Jahres in Betrieb ist, galten allerdings noch härtere Spielregeln, die den Wettbewerbsgebern, Querkraft Architekten, keinen Einfluss auf die Umsetzung erlaubten. Das Grundkonzept eines großen, offenen Regals mit eingestellten Raumboxen wurde zwar ohne Kompromisse realisiert, und es gibt viele liebevolle Details in der Möblierung. Hätten Querkraft mehr mitbestimmen können, hätte man aber manches anders ausgehandelt: die Details der verzinkten Metallgeländer, die Dicke der Stahlbetonsäulen des umlaufenden Gerüsts, und ganz sicher die massiven gelben Beklebungen an allen Glasflächen als Anprallschutz laut ÖNORM B1600, die hoffentlich sukzessive durch eine intelligentere Lösung ersetzt werden. Auch wenn es aus der Vogelperspektive der Zuständigen für die „soziale Infrastruktur“ nicht leicht zu erkennen ist: Architektur lebt nicht zuletzt von schönen, gut gemachten Details. Die sind nicht gratis, spielen sich aber durch die Zufriedenheit der Nutzer ganz von selbst wieder herein.

Ein Lift zu Gott

Die Wotrubakirche ist der bedeutendste moderne Sakralbau Österreichs. Wie weit darf man gehen, um sie neuen Bedürfnissen anzupassen? Über die „Verheutigung“ einer Ikone.

Es war einmal ein kleines Dorf, in dem stand eine Kirche, die auf der ganzen Welt berühmt war. Der Bau dieser Kirche ging auf eine außergewöhnliche Frau zurück, die in russischer Gefangenschaft nach dem zweiten Weltkrieg ein Gelübde abgelegt hatte, das sie mit diesem Projekt einlösen wollte. Der Plan stammte von einem berühmten Bildhauer, der zwar selbst nicht gläubig war, aber die Entschlossenheit auf Seiten der Stifterin erkannte, etwas ebenso Zeitgemäßes wie Außergewöhnliches zu schaffen. Die Kirche wurde gebaut und wurde weltberühmt, und es entstand eine Pfarrgemeinde, die sich jahrzehntelang um den Bau kümmerte. Wenn Graffiti auf die Kirche gesprüht wurden, entfernte sie die Gemeinde, und wenn ein Fenster undicht war, dichtete man es ab.

Die Mitglieder der Gemeinde wurden älter. Viele konnten den steilen Weg zum Eingang nur noch mit Mühe gehen, einige gar nicht mehr. Da beschlossen sie, einen Weg zu finden, der es allen ermöglicht, in die Kirche zu gelangen, und der auch den Familien, die jetzt ihre Kinderwagen über die Stufen schoben, Erleichterung bringen sollte. Und da sie auch mit dem fensterlosen Gemeindesaal, der sich unter dem Kirchenschiff befand, nicht wirklich glücklich waren, wünschten sie sich einen kleinen Zusatzraum mit Licht und Ausblick.

Die Lösung war rasch gefunden: Hinter der Kirche lag ein dichter Wald, durch den man in einer Schleife einen 80 m kurzen Güterweg den Hang hinauf zum Hintereingang der Kirche bauen konnte. Da die meisten der Gebrechlichen sowieso mit dem Auto gebracht wurden, brauchte es nur eine Wendeschleife, um sie abzusetzen und wieder abzuholen. Der Wald lag auf öffentlichem Grund, aber der Bürgermeister war leicht zu überzeugen, den neuen Güterweg zu bewilligen. Den zusätzlichen kleinen Raum setzte man an den Waldrand, eine einfache Holzkonstruktion, von der Gemeinde im Selbstbau mit Unterstützung des örtlichen Baumeisters errichtet.

So wäre diese Geschichte wohl ausgegangen, hätte sie wirklich in einem kleinen Dorf stattgefunden. Aber wir sind in Wien, und da sind die Dinge komplizierter. Der erste Teil der Geschichte hat sich allerdings wie beschrieben zugetragen: Margarethe Ottillinger, die als Mitarbeiterin des Österreichischen Wirtschaftsministeriums 1948 nach Russland verschleppt und 1955 schwer krank aus der Haft entlassen wurde, war seit 1956 im Vorstand der ÖMV, des staatlichen Mineralölkonzerns. Durch diese Position bestens mit der Politik vernetzt, betrieb sie ab 1964 den Bau einer Kirche, zuerst in Steinbach bei Mauerbach als Teil eines Karmeliterinnenklosters, später am



Georgenberg in Wien am Rande des Wienerwalds. Auf Empfehlung von Prälat Leopold Unger wurde Fritz Wotruba mit der Gestaltung beauftragt, bei der ihn zuerst Roland Rainer und schließlich Fritz Gerhard Mayr als Architekten unterstützten. Baubeginn war im Jahr 1974. Wotruba starb 1975, noch vor der Fertigstellung der Kirche im November des folgenden Jahres.

In der Kirche entstand eine sehr lebendige Gemeinde, die sich vor ein paar Jahren mit dem Problem eines besseren Zugangs auseinanderzusetzen begann. Auf dem direkt zur Kirche gehörenden Grundstück ist zu wenig Platz für eine Rampe, weshalb man auf die Idee kam, der Kirche einen verglasten Lift vorzusetzen, der über den bestehenden Zugang zur Unterkirche erreichbar sein soll. Der zusätzliche Raum wird neben diesem Zugang als eine Art Vitrine in den Hang geschoben. Der Lift führt nicht direkt in die Kirche, sondern prominent auf deren Eingangsniveau in acht Metern Abstand vor der Fassade. Hier geht es wieder ins Freie und dann um die Kirche herum zu deren Hintereingang.

14 Mit diesem Projekt wandte man sich

Der Bagger war schon zu Besuch: Eingang zum Gemeindesaal nach Abbruch der Einfassung. Wotrubakirche, Wien-Mauer.

Foto: C. Kühn

ans Bundesdenkmalamt (BDA) und erhielt 2014 nach einigen Adaptierungen vom Wiener Landeskonservator Friedrich Dahm eine mündliche Befürwortung. Mitten in der weiteren Planung kam es allerdings zu einem Eklat: Fritz Gerhard Mayr hatte von dem Projekt erfahren und bewog das BDA, unter anderem mit Hilfe des Kunstsenats, dem Projekt die Unterstützung zu entziehen.

Die Gründe dafür sind nachvollziehbar. Ein drei Meter hoher Glaskubus, der vor der Kirche aufragt, tritt zwangsläufig in einen skulpturalen Dialog mit dem Kirchenbau, der aber inhaltlich leer bleiben muss. Dasselbe gilt für die gläserne Vitrine, die der Kirche zumindest von Nordwesten her betrachtet den Boden unter den Füßen wegzieht, von den als Absturzsicherung nötigen gläsernen Brüstungen ganz zu schweigen. Die Architekten Formann und Puschmann, die unter dem Kürzel f2p firmieren, haben zwar ein in den Details feines Projekt gezeichnet. Darauf kommt es hier aber nicht an: Das Projekt beschädigt schon im Ansatz

die kompromisslose Aura von Wotrubas Skulptur.

Um zu klären, ob das Projekt nicht doch mit der Kirche verträglich sei, einigte sich das Bauamt der Erzdiözese Wien mit dem BDA auf die gemeinsame Beauftragung eines Gutachtens, das von Nott Caviezel, Professor für Denkmalpflege an der TU Wien und Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, im Jänner 2016 erstellt wurde. Das Gutachten empfahl dringend, vom Projekt Abstand zu nehmen und Alternativen zu suchen. Es kam daher zu einem negativen Bescheid seitens des BDA.

Nun geht es Schlag auf Schlag. Die Diözese legt Einspruch beim Bundesverwaltungsgericht ein und bringt den Fall ins Fernsehen zum Bürgeranwalt; das Gericht entscheidet im Oktober 2017 für das Projekt; der Bescheid wird damit aufgehoben, die Planung fortgesetzt. Einen Querschläger gilt es noch abzuwehren: Mario Terzic, emeritierter Professor für Landschaftsdesign an der Universität für angewandte

Kunst, schlägt eine Lösung vor, die der eingangs geschilderten entspricht, eine Zufahrtsschleife den Hang hinauf über das angrenzende Grundstück, das im Besitz der Stadt Wien steht. Der aktuelle Stand: Um Fakten zu schaffen, wird die ursprüngliche, von Architekt Mayr entworfene Einfassung des Zugangs zur Unterkirche abgebrochen. Als Projektkosten sind 900000,- Euro veranschlagt, von denen noch rund 390000,- durch Spenden aufzubringen sind.

Auf Johannes XXIII geht der Begriff des „aggiornamento“ zurück, den man als einfühlsame Anpassung an die Erfordernisse der Gegenwart verstehen kann. Das würde die Wotrubakirche heute brauchen. Die offizielle katholische Übersetzung des Begriffs lautet aber „Verheutigung“, und die wird der Wotrubakirche gerade angetan. Auch wenn es nach jahrelangen Planungen geradezu übermenschlich klingt: Wenn die Gemeinde der Idee ihrer Kirche gerecht werden will, muss sie eine andere, bessere Lösung finden.

13. Januar 2018

Nicht alle Schlaunen überleben

Eine schlaue Stadt, flotte Architektur und ein insolventer Innovator. Die „Smart City Graz“ wirft die Frage auf, welche Forschung die Stadt der Zukunft wirklich braucht.

Es war kein glücklicher Tag für die Grazer Stadtplanung, als im Juli 2012 die Ergebnisse einer Volksbefragung bekannt gegeben wurden: 67 Prozent der Teilnehmenden hatten sich gegen den Vorschlag der Stadtregierung ausgesprochen, die Reininghaus-Gründe, ein Entwicklungsgebiet mit 52 Hektar Fläche auf dem Areal einer ehemaligen Brauerei, anzukaufen. Dass Politiker bei wichtigen Stadtentwicklungsfragen lieber zum Plebiszit greifen, als für ihre Entscheidung bei den nächsten Wahlen den Kopf hinzuhalten, ist in Österreich nicht selten. Im konkreten

Fall war die Entscheidung tatsächlich nicht einfach zu treffen, da sie von der Einschätzung abhing, wie stark Graz in den nächsten Jahren wachsen würde. Inzwischen gilt es als sicher, dass die Stadtbevölkerung um 4000 bis 6000 Einwohner pro Jahr – und damit prozentuell stärker als Wien – zunimmt, vor allem durch Zuzug aus sogenannten strukturschwachen Regionen.

Was die Stadt 2012 mit einem Kaufvertrag hätte bekommen können, nämlich Gestaltungshoheit, muss sie heute – nach dem zwischenzeitlich erfolgten Filetieren des Areals – über städtebauliche Verträge mit den Eigentümern aushandeln. Solche



**Konischer Turm mit Schwung ins Unendliche:
Science Tower in Graz von Markus Pernthaler.**

Foto: Paul Ott

Verträge sind nach österreichischem Recht immer ein Balanceakt. Die teilweise Abschöpfung widmungsbedingter Wertsteigerungen darf nicht wie eine Steuer erscheinen, sondern muss sachlich begründet sein, etwa als Kostenbeiträge für technische und soziale Infrastruktur, aber auch in Hinblick auf die Qualität öffentlicher Räume oder die Durchführung von qualitätssichernden Prozessen, etwa Architekturwettbewerben.

Graz hat sich 2011 mit dem „Fachbeirat für Baukultur“ eine Institution geschaffen, die eine Qualitätssicherung auf mehreren Ebenen erlaubt, vom Städtebau bis zum Einzelobjekt. Auf der Ebene der Objektplanung kann die Vorlage beim Fachbeirat unterbleiben, wenn ein Architekturwettbewerb durchgeführt wird. In diesen Fällen ist in der Regel ein Mitglied des Beirats Mitglied in der Jury. Auch Wirtschaftsvertreter, die dem Beirat gegenüber anfangs skeptisch waren, akzeptieren ihn heute als wichtiges Instrument, um Planungssicherheit herzustellen.

Inzwischen sind die Reininghausgründe zwar noch immer nicht bebaut, die Planung ist aber weit

fortgeschritten. Die Architekturwettbewerbe für die meisten Quartiere sind abgeschlossen, auch für den zentralen Stadtpark und eine verbindende Grünzone. Der lukrative Drang in die Höhe ist bei manchen Wettbewerbsergebnissen nicht zu übersehen. Ob dieser Urbanisierungsschub nach oben zu rechtfertigen ist, wird erst die Qualität der ausgeführten Bauten und Freiräume zeigen.

Schon fertiggestellt ist ein Turm in einem anderen nahe gelegenen Entwicklungsgebiet, dem Waagner-Biro-Areal, das sich als „Smart City Graz“ positioniert. Auch dieses Areal ist ein ehemaliges Industriegebiet, woran die Helmut-List-Halle erinnert, eine vom Architekten Markus Pernthaler 2003 im Kontext des Kulturhauptstadtjahres für Großveranstaltungen adaptierte Industriehalle. Von Pernthaler stammt auch der Turm, der neben der List-Halle stehend an einen Campanile neben einer Basilika erinnert. Ob der Turm zum Symbol einer „Smart City“ taugt, hängt davon ab, was man unter

„smart“ versteht. Als Bürohaus ist der Turm jedenfalls alles andere als schlau, nämlich aufgrund seines geringen Durchmessers schlicht unwirtschaftlich. Wenn mit „Smart City“ technologische Innovationen gemeint sind, ist der Turm dagegen ein gut gestalteter und effektiver Werbeträger. Die äußere Schicht der Doppelfassade besteht aus extrem dünnen Glasscheiben, die teilweise mit neuartigen, elektrochemisch arbeitenden Solarzellen kombiniert sind. Im obersten Geschoß, umgeben von einer leichten Stahlkonstruktion, die dem Turm wie eine Krone aufgesetzt ist, befinden sich Stahlbetontröge, in denen mit Nutzpflanzen experimentiert werden soll.

Bauherr des Turms ist der steirische Unternehmer Hans Höllwart, dessen Firma SFL im Anlagen- und Fassadenbau tätig ist und den Turm als Vorzeigeprojekt nutzen möchte. Ende vergangenen Jahres musste die Firma, die unter anderem die Murinsel, die Hülle des Kunsthhauses Graz und die Fassade des Wiener Uniqa-Towers ausgeführt hat, Insolvenz anmelden. Der Turm wird damit auch zu einem Symbol für das – in diesem Fall hoffentlich nicht endgültige – Scheitern, von dem Innovatoren in Übergangszeiten immer bedroht sind. Die „Smart City Graz“ besteht aber nicht allein aus der List-Halle und dem Turm. Mit dem Bau einer neuen Schule wird nächstes Jahr begonnen, mehrere Wohnblocks und Bauten für gemischte Nutzung kommen dazu. Hier wird sich zeigen, wie „smart“ diese City wirklich ist. In Bezug auf öffentliche Bauten hat Graz zwar in den vergangenen 20 Jahren einen hohen Standard vorzuweisen; der Wohnbau reicht aber bei Weitem nicht an dieses Niveau heran. (Wer sich für die Zeiten interessiert, als die Steiermark das Nonplusultra des österreichischen Wohnbaus war, sollte die aktuelle Ausstellung „Graz Architecture“ im Grazer Kunsthaus besuchen. Projekte wie die Terrassenhaussiedlung St. Peter und generell Ambition und Resultate des „Modells Steiermark“, das ab den frühen 1970er-Jahren die Entwicklung prägte, sind immer noch inspirierend.)

Grundsätzlich ist die Stadt aber auf dem richtigen Weg. Sie setzt auf die Verdichtung möglichst im Bestand oder auf Brachflächen, auf Nutzungsdurchmischung und attraktive öffentliche Räume. Ziel ist die energieeffiziente, ressourcenschonende und emissionsarme Stadt. Niemand

wird etwas gegen diese Ziele einzuwenden haben. Dass ihre Erreichung einen radikalen Wandel unserer Lebensweise und unserer Wohnvorstellungen erfordert, wird aber immer klarer.

Gerade deshalb ist es wichtig, mehr in Forschung zu dieser Frage zu investieren. „Smart City Graz“ hat Förderungen in der Höhe von 4,2 Millionen Euro erhalten, und zwar aus dem größten österreichischen Förderungstopf zum Thema, dem beim Klima- und Energiefonds angesiedelten Programm „Smart Cities Demo“, das zum Zeitpunkt der Förderungszusage 2011 noch „Smart Energy Demo“ hieß. Trotz der Namensänderung ist das Programm nach wie vor technologie-lastig, obwohl der Fonds selbst betont, dass nur eine ganzheitliche Betrachtung, die auch soziale und kulturelle Aspekte berücksichtigt, die Erreichung der Klimaziele ermöglicht. Seit seiner Gründung 2007 hat der Fonds 1,1 Milliarden Euro an Förderungen vergeben, davon knapp 40 Millionen im „Smart Cities“-Bereich, und davon 16,5 Millionen für in Summe sieben Umsetzungsprojekte, die sich nicht nur mit Technologie, sondern auch mit Lebensräumen beschäftigen. Dazu gehörte neben dem Grazer Turm auch das Montfort-Haus in Feldkirch, das im Rahmen der „SmartCityRheintal“ gefördert wurde. Das ist zu wenig. Die öffentliche Hand sollte sich neue Wege für eine Baukultur- und Städtebauforschung – die es als reine Wohnbauforschung bis 1988 im Rahmen der Wohnbauförderung ja schon gab – überlegen.



2017

Elefant mit Feinheiten

Nur auf den ersten Blick eine klassische Blockrandbebauung mit Innenhöfen und Rasterfassade: Schenker Salvi Weber und feld72 hüllen ein Glashaus in einen Mantel aus Kunststein, dessen Feinheiten erst bei genauerem Hinsehen zum Vorschein kommen.

Urbanissima: So nannten die Autoren der Innsbrucker Hochhausstudie des Jahres 2002 einen speziellen Typus von Hochhaus, geeignet für das dicht bebaute Stadtgebiet. Während konventionelle

Hochhäuser wie Giraffen in der Stadt herumstehen, ist dieser Typus ein Elefant: Er ragt als kompakte Masse aus seiner Umgebung auf, hoffentlich ohne sie zu erdrücken, und ist in den unteren Geschoßen eng mit ihr verknüpft.

Der neue Hauptsitz der Post AG im dritten Wiener Gemeindebezirk ist ein Exemplar dieser Gattung. Baurechtlich ein Hochhaus, ist er typologisch eine Blockrandbebauung mit Innenhöfen. Das Grundstück liegt am Rochusplatz, einer Erweiterung der Landstraßer Hauptstraße. Wichtigster Anziehungspunkt ist neben der U-Bahnstation der U3 ein kleiner, gut sortierter Markt, der es im Angebot fast mit dem Naschmarkt aufnehmen kann. Das bisher dominanteste Gebäude am Platz ist ein von Harry Glück entworfenes ehemaliges Finanzamt aus den 1960er-Jahren, das

vor Kurzem in einen Wohnbau umgewandelt wurde. Der Fassadenrhythmus des Altbaus wurde beibehalten, die Farbgebung aber radikal verändert, indem die grauen Betonelemente der Fassade schwarz verkleidet wurden. Im rechten Winkel zu dieser schwarzen Rasterfassade liegt die mit weißem Kunststein verkleidete der neuen „Post am Rochus“. Das Grundstück befand sich bereits im Besitz der Post und war mit abgewirtschafteten Bestandsbauten besetzt, überwiegend aus den 1950er-Jahren – mit Ausnahme eines Trakts an der Rasumofskygasse aus den 1920er-Jahren, dessen Fassade unter Denkmalschutz steht.

Die Entscheidung, die Konzernzentrale an diesen Ort zu legen und nicht in ein neues Stadtquartier, an dem man sich vielleicht mehr in Szene hätte setzen können, begründet die Post nicht nur mit der guten Verkehrsanbindung, sondern vor allem mit der Qualität des Stadtlebens mit zahlreichen Restaurants und dem Markt vor der Tür. Auf eine Kantine für die 1100 Mitarbeiter wurde verzichtet, stattdessen befindet sich im Sockel des Neubaus ein großer öffentlicher Gastronomiebetrieb. Der Entwurf stammt von den Architekten Schenker Salvi Weber



„Post am Rochus“: Die Rahmenelemente sind vorgehängt, tragende Säulen befinden sich hinter der Fassade.

Foto: Lukas Schaller

in Kooperation mit dem Büro feld72, wobei Letzteres in der zweiten Stufe eines 2013 EU-weit ausgeschriebenen Architekturwettbewerbs als Verstärkung ins Boot geholt wurde.

Dass sich die Post auf einen internationalen Wettbewerb einließ, bei dem auch junge Büros mit wenig Referenzen zugelassen waren, ist ihr hoch anzurechnen. Eine solche Entscheidung kommt nicht von ungefähr: Georg Pölzl, Vorsitzender des Post-Vorstands, hat sich schon in seiner Zeit bei T-Mobile mit dem T-Center in St. Marx, dem Blauwal unter Wiens Corporate Headquarters, als mutiger Bauherr erwiesen. Hinter der Rasterfassade der Post am Rochus liegt ein raffinierter Grundriss, der aus dem komplizierten Grundstück etwas Einzigartiges herausholt. Vom denkmalgeschützten Bereich bleibt nicht nur die Fassade erhalten, sondern der ganze Trakt an der Rasumofskygasse, an den hofseitig ein 35 Meter hoher Passagenraum mit Oberlicht anschließt, der alle Bürogeschoße verbindet. Die Arbeitsplätze der Mitarbeiter sind um

20 zwei große, präzise in den Baukörper

eingeschnittene Höfe angeordnet. Theoretisch könnten die Arbeitsplätze auf diesem Grundriss auch in Zellenbüros mit einem Raster von 2,7 Metern organisiert werden. Die Post AG hat sich jedoch für ein Großraumkonzept entschieden, das sich schon bei anderen Headquarters wie dem Erste Campus bewährt hat. Verglaste Boxen, die mit Vorhängen abgeschlossen werden können, dienen als Rückzugs- und Besprechungsräume. Innerhalb einer Abteilung herrscht freie Platzwahl, potenziell täglich, was je nach Abteilung unterschiedlich gehandhabt wird. Die Flexibilität im Großraum hilft, Flächen zu sparen, da es für zehn Mitarbeiter nur neun Arbeitsstationen gibt.

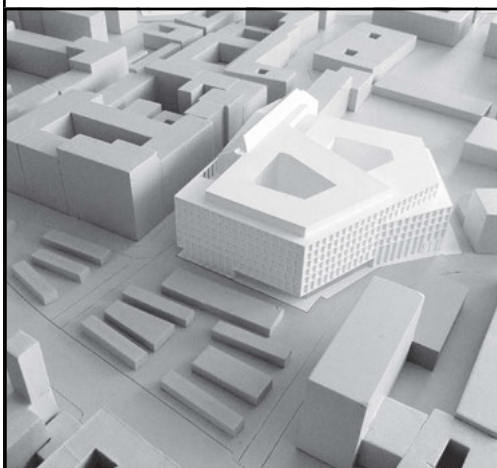
Vor allem bietet die weite Sichtverbindung quer über die Höfe eine völlig andere Arbeitsatmosphäre als im Zellenbüro. Wer hier arbeitet, soll wissen: Die Post ist kein Amt mehr, sondern ein innovatives Unternehmen. Parallel zur internen Passage, die den

Mitarbeitern vorbehalten ist, liegt im Erdgeschoß eine weitere Passage, die den Rochusmarkt mit dem Grete-Jost-Park verbindet, einem begrünten Freiraum, der mit den benachbarten Straßen verbunden ist. Ein Drittel aller Besucher der Einkaufspassage, die im Untergeschoß einen großen Lebensmittelmarkt bietet, kommt über diesen Weg. Das Äußere des Hauses löst unterschiedliche Reaktionen aus. Hell und freundlich für die einen, ist es für andere eine Variation von David Chipperfields Kaufhausfassade in der Kärntner Straße. Ein genauer Blick lohnt sich jedenfalls. Während *Chipperfields*

→ **223** *Fassade* auch eine tragende Wand ist, sind die Rahmenelemente bei der

Post am Rochus nur vorgehängt. Die tragenden Säulen aus Stahlbeton liegen hinter dieser Fassade. Im Grunde handelt es sich um ein fast vollständig verglastes Gebäude mit raumhohen Scheiben, denen eine dicke Haut mit mehreren Aufgaben vorgesetzt ist. Alle horizontalen Elemente dienen dem Brandschutz, indem sie den Brandüberschlag zwischen den Geschoßen verhindern. In den vertikalen Elementen befinden sich Lüftungsflügel, mit denen die Nutzer Frischluft ins Haus lassen können. Die Einströmung dafür erfolgt seitlich in den Betonelementen über kleine, kreisrunde Öffnungen.

Mit diesen Bausteinen inszenieren die Architekten ein Ornament in der Fassade, das erst beim genaueren Hinsehen auffällt. Die kreisförmigen Öffnungen sind jeweils einseitig in die Betonelemente geschnitten, was in der Seitenansicht ein Muster aus gelochten und glatten Elementen erzeugt. Dieses Ornament wird mit einem weiteren überlagert, das sich aus der Geometrie



Gelungene Einpassung in den Kontext: kompakter Block mit Innenhöfen.

Foto: Schenker Salvi Weber mit feld72

der vorgehängten Elemente ergibt. Deren vertikale Stirnseiten, die man in der klassischen Fassadenterminologie als Lisenen bezeichnen würde, haben geschoßweise unterschiedliche Breite. Die Variation ist so graduell, dass sie zuerst kaum auffällt. Wenn man aber einmal erkannt hat, dass sich die Lisenen auf der linken Seite der Fassade von unten nach oben verjüngen, während sie auf der anderen Seite oben breit und unten schmal sind, beginnt man rational zu verstehen, warum die Fassade trotz scheinbar monotonem Raster so abwechslungsreich wirkt.

Ob ein Bürohaus unbedingt solche Feinheiten braucht, um die Passanten zu beeindrucken? Vielleicht darf man sich ja gelegentlich auf die Position zurückziehen, Architektur sei die Kunst, das Nutzlose notwendig zu machen.

21. Oktober 2017

Erst denken,

dann bauen

Velden am Wörthersee leistet sich eine Bausperre, um seine Ortsentwicklung auf eine neue Basis zu stellen. Zwei Jahre nicht bauen: Auch das kann ein Zeichen von Baukultur sein.

Die Vorstellung einer unberührten Landschaft ist ein Widerspruch in sich. Im Begriff der Landschaft steckt das Schaffen, weshalb mit diesem Begriff nie eine ursprüngliche Natur gemeint sein kann, sondern immer eine gestaltete. Der alpine Tourismus ist ein Phänomen an der Grenze dieser Sphären: im Vordergrund die gestaltete Landschaft, im Hintergrund die unberührte, erhabene Welt der Berge.

Kaum eine andere Region entspricht diesem Bild so sehr wie jene um den Wörthersee. Dort hat der Tourismus bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts Wurzeln geschlagen, spätestens mit der Verlängerung der Südbahn bis Villach im Jahr 1864. Um 1900 entwickelte sich hier eine eigene Ausprägung des Heimatstils, eine Form des Späthistorismus, die nach der Jahrhundertwende auch Elemente des Jugendstils in ihr Vokabular aufnahm.

Diese von Städtern für Städter entworfene Landhausarchitektur hat die Ufer des Wörthersees von den 1890er-Jahren bis zum Zweiten Weltkrieg geprägt. Hier entstanden zahlreiche Villen, von denen die meisten auch gut ins Wiener Cottage-Viertel gepasst hätten, wie etwa jene, die sich Gustav Mahler 1901 hier errichten ließ. Dazu kamen Fantasieschlösser wie in Reifnitz und Seefels, und schließlich Bäder und Hotels unterschiedlicher Größe. Pörtschach, wo gleich zwei Hotelbetriebe, die Etablissements Wahliss und Werzer, miteinander konkurrierten, entwickelte sich ab 1895 zu einem der mondänsten Kurorte Österreichs.

Der produktivste Architekt dieser Epoche in der Wörtherseeregion war der aus Wien stammende Franz Baumgartner, der an der Akademie der Bildenden Künste studiert hatte. 1909 begann er seine Karriere als Architekt in Velden, unter anderem mit dem Entwurf des Hotels Kointsch. Friedrich Achleitner lobte an diesem Bau das „unglaublich variable architektonische Vokabular, das alle Ansprüche an eine gehobene Erholungsarchitektur befriedigen konnte“. Ausgeführt wurde das Hotel vom Bauunternehmer Anton Bulfon, der 1908 nach Velden gezogen war und die Entwicklung des Orts als größter Grundeigentümer maßgeblich beeinflusste. Ihm gelang es auch, 1922 das Casino nach Velden zu bringen. Im Zentrum des Orts, am Karawankenplatz, errichtete er nach Plänen Baumgartners 1924 mit dem Carinthia noch ein weiteres Hotel, mit dem man an die große Zeit des Tourismus vor dem Ersten Weltkrieg anknüpfen wollte.

Zu ihrer früheren mondänen Atmosphäre fand die Region nach 1918 aber nie mehr zurück. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zwar einzelne Versuche, Hotels im internationalen Stil der Moderne zu errichten, etwa das weitgehend im Originalzustand des Jahres 1963 erhaltene Parkhotel in Pörtschach, das sich auf einem Teil des ehemaligen Etablissements Wahliss befindet.

Wer heute den Wörthersee besucht, braucht einiges an Einbildungskraft, um die Spuren der Erholungslandschaft zu erkennen, die man hier vor hundert Jahren erleben konnte. Die Ufer des Sees wurden über die Jahrzehnte immer dichter verbaut,



überwiegend mit Apartmenthäusern, die als Zweitwohnsitze dienen. Mit solchen Projekten lässt sich prächtig Geld verdienen. Allerdings unterliegen sie dem Paradoxon jeder Massenerholung: Im Erfolg zerstören sie ihre eigenen Voraussetzungen. Am Wörthersee ist die Bebauung an den Ufern exponentiell gewachsen: Viel zu lang hat man die Entwicklung nur als Störung, aber nicht als Bedrohung des Erholungsraums wahrgenommen. Heute ist das zulässige Maß an Verdichtung bei Weitem und – wie manche Beobachter meinen – irreparabel überschritten. Im besten Fall könne man noch ein wenig Kosmetik betreiben, auf der Ebene der Orts- und Raumplanung sei heute nichts mehr zu retten.

Aber ist dieser Defätismus tatsächlich gerechtfertigt? Es gibt zumindest einzelne Gemeinden, die versuchen, neue Wege zu gehen. Eine davon ist Velden am Westufer des Wörthersees, im Sommer das touristische Zentrum der Region mit 6500 Gästebetten und 460 000 Übernachtungen pro Jahr. Der Ort boomt, von Mai bis September ist Velden praktisch ausgebucht, und mit dem Veldener Advent wird versucht, die Saison in den Winter hinein zu erweitern. Allerdings gibt es im Ort mit knapp 9000 Einwohnern auch 2000 Nebenwohnsitze, die von Touristikern als „kalte Betten“ bezeichnet werden, da sie den Großteil des Jahres unbenutzt bleiben. Viele dieser Nebenwohnsitze waren ursprünglich als Hotels bewilligt, stellten aber bald den Betrieb ein, um als Geldanlage verkauft zu werden.

**Warten auf den „Shared Space“:
das Zentrum von Velden mit Bauten
von Franz Baumgartner.**

Foto: C. Kühn

Velden hat auch über andere Fragen der Landschaftsnutzung nachzudenken: den öffentlichen Seezugang, den Durchzugsverkehr im Ort, die plärrende Tourismusarchitektur, die sich weit von der mondänen Entspannung entfernt hat, die der Ort einmal zu bieten hatte. In der aktuellen Boomphase hätte man diese Fragen leicht in die Zukunft verschieben können. Velden hat sich entschlossen, diese Phase zu nutzen, um grundlegende Veränderungen einzuleiten. Ein erster Schritt dazu war 2008 die Schaffung eines Architekturbeirats, der überwiegend mit Architekten besetzt ist, die von außerhalb der Region kommen. Der Ortsplaner, Gerhard Kopeinig, ist in diesem Gremium Mitglied ohne Stimmrecht.

Eine Aufgabe eines solchen Beirats ist es, bei den Ortsbewohnern Bewusstsein für Qualität zu schaffen. Das braucht mehrere Jahre und Projekte, die sich für eine Bürgerbeteiligung eignen. In Velden hat man sich dafür ein Projekt vorgenommen, das in Österreich einzigartig ist: die Verwandlung eines vom Auto dominierten Verkehrskanals in einen „Shared Space“. Einzigartig ist das Projekt insofern, als erstmals eine Bundesstraße in dieser Form fußgängertauglich gemacht wurde, wofür auf Betreiben der Gemeinde sogar die Straßenverkehrsordnung novelliert werden musste. Finanziert wurde das Projekt zur Hälfte vom Land und zu je einem Viertel von der Gemeinde und den Unternehmen, die an diesem Straßenstück

liegen. In der nächsten Etappe soll die Neugestaltung des Straßenraums bis zum Karawankenplatz, wo die Hauptwerke Franz Baumgartners derzeit in einer Asphaltwüste schwimmen, weitergeführt werden.

Im Herbst 2016 hat sich die Gemeinde entschlossen, einen radikalen Schritt zu setzen. Bürgermeister Ferdinand Vouk verkündete eine zweijährige Bausperre für den erweiterten Seeuferbereich, also für alle Grundstücke, auf denen ein besonderer Entwicklungsdruck lastet. In den zwei Jahren sollen die raumplanerischen und gestalterischen Grundlagen erarbeitet werden, auf denen die Gemeinde ihre Entwicklung aufbauen möchte. Seit einem Jahr läuft eine

umfassende Analyse der Situation, im nächsten Schritt werden die Ergebnisse in Bürgerversammlungen diskutiert, danach international ausgeschriebene städtebauliche Ideenwettbewerbe durchgeführt. Am Ende soll ein neuer Bebauungsplan stehen, dessen Ziele im Gemeinderatsbeschluss für die Bausperre klar angesprochen sind: Erhaltung der Ortsbildqualität; Beschränkung der Anzahl der Wohneinheiten auf maximal zwei bis drei pro Grundstück; Freihaltung des Seeuferbereichs; Vermeidung der Verbauung mit großvolumigen Wohnanlagen. Vielleicht gelingt der Gemeinde ja ein Jahrhundertprojekt, mit dem sie ihre große Tradition in die Zukunft führt.

23. September 2017

Im Archiv des Genies

Vor 150 Jahren wurde Frank Lloyd Wright geboren, elitärer Erfinder einer egalitären Architektur. Eine Ausstellung im MoMA New York zeigt Schätze aus dem Archiv.

Weltberühmter Architekt: Diese Berufsbezeichnung gab Frank Lloyd Wright an, als er 1956, im Alter von 89 Jahren, in die Fernsehshow „What’s my Line?“, die amerikanische Variante des „Heiteren Beruferatens“, eingeladen war. Wright hielt sich für den bedeutendsten Architekten des 20. Jahrhunderts, und zumindest in den USA würde er mit dieser Einschätzung bis heute auf breite Zustimmung stoßen.

Wright ist Jahrgang 1867, und sein 150. Geburtstag wird in den USA gebührend gefeiert. Eine große Ausstellung im MoMA zeigt Schätze aus seinem Archiv, das seit einigen Jahren von der Columbia-Universität und dem Museum of Modern Art in New York gemeinsam verwaltet wird und über 55 000 Zeichnungen umfasst. Zugleich wurden zahlreiche Gebäude

24 Wrights in Hinblick auf das Jubiläum

restauriert und wieder öffentlich zugänglich gemacht.

Dass Wright zum weltberühmten Architekten werden konnte, verdankt er nicht zuletzt der Tatsache, dass er 1887 sein Architekturstudium nach zwei Jahren abbrach, um im Büro von Louis Sullivan und Dankmar Adler in Chicago als Zeichner zu beginnen. Chicago, das nach dem großen Brand von 1871 wieder aufgebaut wurde, war zu dieser Zeit das Labor einer neuen Architektur, die sowohl in konstruktiver als auch in typologischer Hinsicht revolutionär war.

Ob der Stahlskelettbau zum Hochhaus-typus führte oder umgekehrt der Zug in die Höhe dazu, Stahl als Baumaterial zu nutzen, ist schwer zu entscheiden, wie das Beispiel des Monadnock-Gebäudes im Zentrum von Chicago zeigt. Es besteht aus zwei im Grundriss fast identischen, jeweils rund 60 Meter hohen Teilen. Der erste, von Burnham & Root



Der „weltberühmte Architekt“ auf der Baustelle seines Guggenheim Museums in New York.

Foto: Frank Lloyd Wright Foundation

1889 entworfen, ragt als reiner Ziegelbau auf, der zweite wurde 1891 nach Plänen von Holabird & Roche als Stahlskelettbau errichtet. Während der ältere Ziegelbau mit seinen fast spiegelnden massiven Wänden aus hoch gebrannten Ziegeln praktisch ohne jedes Ornament auskommt, ist der jüngere, bei dem der Ziegel nur der Verkleidung dient, mit Ornamenten verziert. Von der tragenden Funktion befreit, kann diese Wand sich wieder leicht und fast textil geben. Den Architekten der „Schule von Chicago“ und allen voran Sullivan gelang es, für diese Fassaden neue Lösungen zu entwickeln. Sullivans Ornamente, die sich wie zarte Tätowierungen in die Terrakotta-Haut seiner Hochhäuser einschneiden, folgen geometrischen Prinzipien, die Wrights Architektur geprägt haben.

Auch auf Adolf Loos, der sich in den Jahren von 1893 bis 1896 in den USA und dabei längere Zeit in Chicago aufhielt, müssen diese Bauten großen Eindruck gemacht haben, wie ebenso jene für die Weltausstellung von 1892, die anlässlich des 400-Jahr-Jubiläums der Entdeckung Amerikas eine vom alten Rom inspirierte, klassizistische „White City“ an den damaligen Stadtrand von Chicago setzte. Loos' berühmter Entwurf für die Chicago Tribune, eine gigantische dorische Säule aus schwarzem Granit, trieb diesen Klassizismus drei Jahrzehnte später auf die Spitze.

In diesem Umfeld entwickelte der junge Frank Lloyd Wright eine neue Architektur, die sich vorerst fast ausschließlich in Einfamilienhäusern manifestierte. Nachdem Sullivan ihn 1893 entlassen hatte, weil er in dessen Büro auf eigene Rechnung zu arbeiten begonnen hatte, eröffnete

Wright seine eigene Firma, die er schließlich nach Oak Park, einen Vorort von Chicago, verlegte. Sein Haus und sein Atelier sind heute öffentlich zugänglich; die über 30 anderen in der Nähe von ihm entworfenen Häuser befinden sich in Privatbesitz. Bewundern kann man sie trotzdem, da Oak Park generell auf Zäune und blickdichte Hecken verzichtet und die Häuser wirken, als stünden sie in einem großen, offenen Park. Das berühmteste Haus Wrights in Chicago, das Robie Haus, befindet sich allerdings am anderen Ende der Stadt und liegt heute auf dem Areal der University of Chicago. Es ist ein Musterbeispiel für den Prärie-Stil, in dem Wright horizontale Schichten und Linien betont. Die Technologie, die diese Häuser möglich macht, ist dieselbe wie jene der Hochhäuser: Die weit ausragenden Dächer der Prärie-Häuser werden von Stahlträgern gehalten, die freilich hinter Verkleidungen aus Ziegeln und Holz verborgen sind.

Auch dieses Haus wurde in den vergangenen Jahren um viel Geld restauriert und in einen Zustand gebracht, der den ursprünglichen Plänen entspricht. Dieses Vorgehen hat seinen Preis: Aus den Häusern werden polierte Ausstellungsstücke ohne Spuren der Zeit. Bei einem von Wrights schönsten Häusern aus dieser Epoche, dem Martin Haus in Buffalo, wurden ganze Trakte abgerissen und neu gebaut und im Rahmen der – wahrscheinlich erstmaligen – Herstellung des „originalen“ Gartens alte Bäume entfernt. Wright hätte damit wahrscheinlich kein Problem, da er die von ihm entworfenen Häuser vor allem als sein geistiges Eigentum

betrachtete, dem sich die Nutzer bedingungslos zu unterwerfen hätten.

Wer sich weniger für den Geniekult um Wright interessiert, sondern um seine Einordnung in die amerikanische Kulturschichte, wird mit der Ausstellung im MoMA in New York, zu der ein hervorragender Katalog erschienen ist, bestens bedient. Sein ambivalentes Verhältnis zum Hochhaus wird da etwa im Vergleich zu jenem Mies van der Rohe diskutiert. Wright befasste sich auch mit der Massenproduktion von Einfamilienhäusern und legte mit der Broadacre City Anfang der 1930er-Jahre eine entsprechende Stadtvision vor.

Vertikale Strukturen konnte Wright nur zweimal realisieren, den Forschungsturm der Johnson Wax Factory – anlässlich des Jubiläums ebenfalls zugänglich und mit alter Laboreinrichtung museal inszeniert – und einen Wohnturm, den Price Tower in Oklahoma, der 1956 eröffnet wurde. Im selben Jahr stellte Wright, im Alter von 89 Jahren, das Projekt des Mile-High Illinois vor, einer

1600 Meter hohen Nadel, die 50 Jahre später dem Burj Kalifa in Dubai als Inspiration diene. Hinterfragt werden in der Ausstellung Wrights Appropriation „exotischer“ Kulturen, der indigenen ebenso wie der japanischen. Weniger erfährt man über den Strom von Ideen, der von der Wiener Secession zu den Prärie-Häusern und zurück zum De Stijl führte, vor allem nach der Publikation von Wrights Werk im deutschen Wasmuth Verlag im Jahr 1909.

Österreich feiert im kommenden Jahr den 100. Todestag von Otto Wagner, dessen Bedeutung für die Architekturgeschichte jener von Wright in nichts nachsteht. Eine Ausstellung im Wien Museum ist für März angekündigt. Ob Wagners Postsparkasse dann noch öffentlich zugänglich sein wird, ist unklar. Die neuen Eigentümer halten sich bezüglich Nutzung und nötiger Eingriffe in die Substanz bedeckt. Man wird die architektonische Kultur des Landes daran messen können, wie mit diesem zentralen Bauwerk der frühen Moderne umgegangen wird.

26. August 2017

Schule mit offenen Armen

Ein Meilenstein in der Entwicklung des österreichischen Schulbaus: Fasch & Fuchs haben für die Seestadt Aspern ein Gymnasium entworfen, das Optimismus und Pioniergeist verströmt. Hier möchte man bleiben.

Gibt es einen Fortschritt in der Architektur? Soweit man Architektur als technisches Produkt versteht, sicher. Neue Materialien und Fertigungstechniken lösen ältere ab; neue Planungsmethoden, etwa die Einführung des CAD, machen Geometrien umsetzbar, die vor zwei Jahrzehnten nicht zu beherrschen gewesen wären. Als Baukunst betrachtet, kann Architektur einen Fortschritt anderer Art für sich beanspruchen. Während technischer Fortschritt die alte Lösung obsolet macht, lässt der künstlerische dem

Alten seinen Wert. Er ist auch alles andere als linear, verzweigt sich in unterschiedliche Richtungen und setzt dabei manchmal an Verzweigungspunkten an, die weit in der Vergangenheit liegen. Schließlich gibt es noch einen Fortschritt, der aus neuen funktionellen Erfordernissen entsteht. Das können völlig neue Aufgaben sein, wie es im 19. Jahrhundert etwa Bahnhöfe und Schlachthöfe waren, oder auch nur Veränderungen oder Neuinterpretationen bekannter Aufgaben, vom Wohnen bis zur Bildung.

Zu den seltenen Fällen, in denen alle drei Arten von Fortschritt zusammenkommen,



gehört das neue Bundesgymnasium in der Seestadt Aspern. Der Fortschritt begann hier schon bei der Ausschreibung des Architekturwettbewerbs. Das Bundesministerium für Bildung wünschte sich eine „Arbeits- und Lernlandschaft, die individuelle Förderung, Arbeiten in unterschiedlichen Gruppengrößen, selbstorganisiertes und offenes Lernen sowie Projektunterricht“ unterstützt. Organisatorisch ist für die Unterstufe ein Cluster-System geplant, in dem sich jeweils vier Klassenräume einen offenen Lernbereich teilen. In der Oberstufe gibt es ein Departmentsystem mit den drei Departments für Sprachen, Naturwissenschaften sowie Wirtschaft und Informatik, zu denen vier große Homebases für die Schüler der Oberstufenjahrgänge gehören. Ein solches Programm ist, international betrachtet, keine große Innovation, aber für österreichische Verhältnisse ein erfreulicher Anschluss an den State-of-the-Art.

Hemma Fasch und Jakob Fuchs hatten für dieses Programm ein Grundstück in der Seestadt Aspern zur Verfügung, das an der einen Seite an einen Stadtteilpark grenzt, den Hannah-Arendt-Park, und an der anderen Seite an einen kleinen urbanen Platz. Das Grundstück ist, wie viele in der Seestadt, schiefwinkelig verzogen, ein stadtplanerischer Kollateralschaden der Ringstraße, die in einer gequetschten Kreiskurve um das Zentrum der Seestadt führt. Fasch & Fuchs haben dieses Grundstück genommen, wie es ist, und ihr Haus an drei Seiten

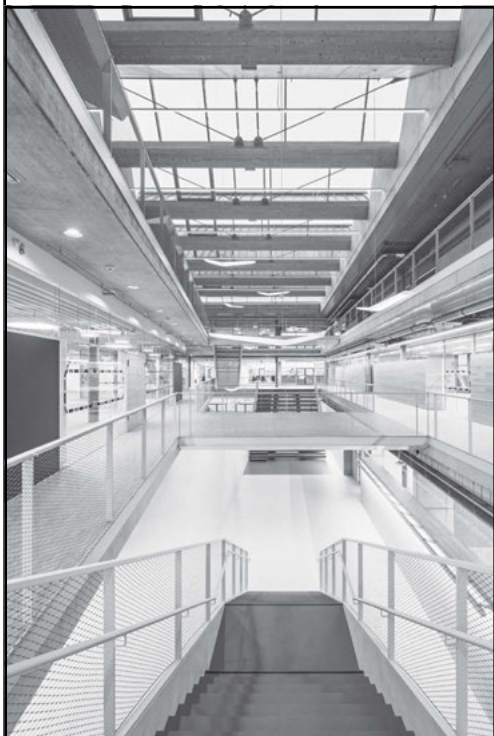
Große Geste zum Park: Das neue Gymnasium in der Seestadt Aspern überzeugt als starker Charakter ...

Foto: Hertha Hurnaus

bis an die Grundstücksgrenze gebaut. An der vierten Seite breitet es zum Stadtteilpark seine Arme aus und wirkt von dort wie ein luftiges Glashaus mit Terrassen und einer davor ausgerollten Grünfläche. Diese Grünfläche hätte ursprünglich mit dem Stadtteilpark über große Tore verbunden sein sollen, eine Idee, die sich schließlich aus den üblichen Gründen nicht durchsetzen ließ, die Mehrfachnutzung so schwer machen: Wer zahlt den Betrieb, wer ist für Schäden verantwortlich?

Die beiden seitlichen Arme der Schule sind Treppen, die alle Terrassen mit dem Schulgarten verbinden und gleichzeitig als Fluchtwege dienen. Straßenseitig sind die Wangen dieser Treppen mit einer Membran aus Kunststoff verkleidet, die sich an drei Seiten um das gesamte Gebäude herumzieht. Bei Gegenlicht wird hinter der Membran die tragende Stahlkonstruktion sichtbar, und was zuerst als massives Bauelement erscheint, zeigt sich plötzlich als leichte, transparente Hülle.

Transparenz und Leichtigkeit sind auch im Inneren der Schule das leitende Prinzip. Die Tiefe des Baukörpers erlaubt die Anlage eines gut proportionierten Hofes, der zusätzliches Licht und Grün in die Schule bringt. Parallel dazu liegt eine mehrgeschoßige Aula mit Freitreppen und offenen Lerninseln. Licht von oben kommt über



ein Shed-Dach mit einer Tragkonstruktion aus Holz. Diese große Offenheit ist möglich, weil die Schule mit einer Sprinkleranlage ausgerüstet ist, eine Maßnahme, die sich nach Angabe der Architekten durch bessere Flächennutzung und den Wegfall anderer teurer Brandschutzmaßnahmen von selbst amortisiert. Die Wände der Klassen beziehungsweise Homebases sind zu den Erschließungsbereichen hin verglast. Sie haben zumeist einen direkten Ausgang zu einer Terrasse, die fast so groß ist wie die Klasse selbst. Statt Glas bis zum Boden gibt es eine von innen und außen benutzbare Sitzbank mit einem großen Schiebefenster, in deren Gebrauch die Schüler sicher viel Fantasie entwickeln werden.

Es gibt nur wenige Schulen in Österreich, die eine so gelöste Atmosphäre erreichen wie diese, und die meisten der wenigen stammen ebenfalls von Fasch & Fuchs: die Sonderschule Schwechat aus dem Jahr 2006, die Tourismusschule Bad Hofgastein von 2010 und zuletzt das Schulzentrum im oberösterreichischen Feldkirchen, in zwei Etappen 2011 und 2014 errichtet. Drei weitere sind in Bau, in Lienz, in Hall/Tirol und in Neustift im Stubaital. In all diesen Projekten zeigt sich die Fähigkeit der Architekten, aus der konstruktiven



... und mit feinen Details: Schiebefenster mit Sitzbank zur Gartenterrasse.



Eine Unterrichtseinheit über präzises Denken und exaktes Umsetzen: die zentrale Halle mit konstruktiven Elementen aus Stahl, Beton, Glas und Holz.

Fotos: Hertha Hurnaus

Logik baukünstlerische Prinzipien zu gewinnen, die man vor 30 Jahren zum Stilbegriff des Hightech verdichtet hat: Leichtigkeit und Transparenz, Membran statt Mauer, aus dem Konstruktiven abgeleitete Form. Fasch & Fuchs gehören zu der kleinen Gruppe von Architekten, die diesen Stil so kultiviert haben, dass er sich nicht doktrinär in den Vordergrund drängt, sondern wie die natürlichste Sache der Welt wirkt. Die Fassade zum Park mit ihrem System von abgehängten Stegen, Stahlfachwerken und den leichten Brücken aus Stahlbeton wirkt auf den ersten Blick nur funktionell, erweist sich aber beim genaueren Hinsehen als ein Kunstwerk für sich.

Das muss man wollen, und man muss es können. Fasch & Fuchs haben in langjähriger forschender Praxis so viel Erfahrung gewonnen, dass ihnen Bauherren, in diesem Fall die BIG, auch bei schwierigen Punkten vertrauen. Dazu gehören viele Beteiligte, unter anderem Projektleiter wie Fred Hofbauer, Büropartner von Fasch & Fuchs, die Tragwerksplaner von Werkraum Wien, die Bauphysik von Exikon und die Künstler Gustav Deutsch und Hanna Schimek,

die für die Schule ein kongeniales Farbkonzept entwickelten. Ohne solche Teams, die eine Atmosphäre von Vertrauen, Optimismus und Pioniergeist aufbauen, gibt es in der

Architektur keinen Fortschritt. Gerade bei einer Schule darf man hoffen, dass diese Atmosphäre sich aufs Ergebnis überträgt und Schüler wie Lehrer ansteckt.

29. Juli 2017

Das Wilde pflegen

Seit 25 Jahren wird geplant und gebaut. Jetzt wächst das Areal des ehemaligen Nordbahnhofs langsam zu einem neuen Stadtteil zusammen. Vom Stadtraster zur „Freien Mitte“: eine Mentalitätsgeschichte des Wiener Städtebaus.

Eine Wildnis mitten in der Stadt: So kann man den heute noch unbauten Bereich des ehemaligen Nordbahnhofs in der Leopoldstadt mit Recht bezeichnen. Das Gesamtareal ist das größte zentrumsnahe Entwicklungsgebiet der Stadt und soll nach aktueller Planung bis zum Jahr 2025 Wohnungen für 32 000 Menschen und Büroflächen für 25 000 bieten. Im Grundriss gleicht es einem rechtwinkligen Dreieck, mit der Nordbahnstraße und der parallel zu ihr geführten Schnellbahn als längster Seite und der Lassallestraße und der Vorgartenstraße als Katheten. Von diesen beiden Straßen her wurde das Gebiet seit den 1990er Jahren in Etappen bebaut, wobei als erste markante Objekte die großen Blocks für IBM und die Bank Austria an der Lassallestraße entstanden, beide entworfen von Wilhelm Holzbauer.

Der 1994 beschlossene Masterplan für die Bebauung stammt von Boris Podrecca und Heinz Tesar. Er sieht eine Bebauung in einem Raster vor, der an Otto Wagners Plan einer unbegrenzten Großstadt erinnert: hohe Dichte, Baublöcke mit Innenhöfen, breite Alleestraßen und eine gewisse Monumentalität, zu der auch ein quadratisch angelegter Stadtpark im Format von 200 mal 200 Metern beiträgt. Eine parallel zur Schnellbahn und damit diagonal zum Blockraster geführte, nach dem Bürgermeister Bruno Marek benannte Allee spannt eine Achse zum zwei Kilometer entfernten Millenniumstower auf. Podrecca grüßt sich hier gewissermaßen selbst: Den

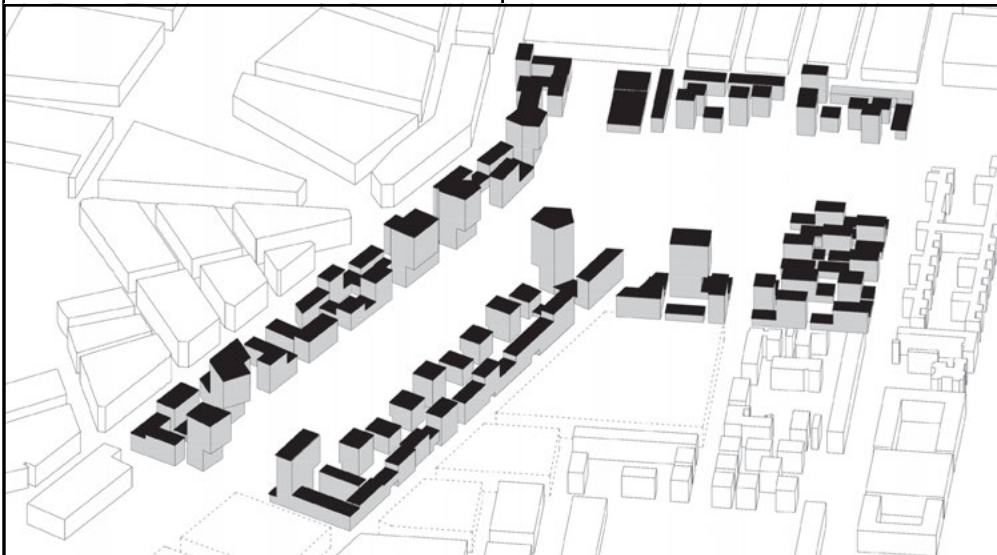
Tower hat er – im Tandem mit Gustav Peichl – ebenfalls zu verantworten. In umgekehrter Richtung betrachtet ist die Entscheidung für diese Achse wenig glücklich. Sie zielt exakt auf die unattraktive hintere Ecke des IBM-Hauses, auf deren QuadratloCHFassade der Stadtwanderer nun hunderte Meter lang zugehen muss.

Bisher ist die südöstliche Hälfte des Areals annähernd nach diesem Masterplan bebaut, wobei von der geplanten Blockrandidee – abgesehen von den unmittelbar an der Lassallestraße gelegenen Bürohäusern – nur noch wenig zu spüren ist. Vor allem im Wohnbau haben sich Bautypen durchgesetzt, wie sie die Wiener Bauträger am liebsten haben: Zeilen und kompakte freistehende Punkthäuser, wie Reisekoffer ins Abstandsgrün platziert, wobei dieses Grün im schlimmsten Fall mit Maschendrahtzaun von der Straße



Am Horizont die Stadt der Investoren, im Vordergrund die Spuren der ehemaligen Nutzung.

Foto: Lisa Rastl / Az W



abgetrennt ist. Ein traditioneller Stadtraum, wie ihn Tesar und Podrecca in ihrem Masterplan erträumten, kann so jedenfalls nicht entstehen.

Wildnis findet sich heute noch auf dem unbebauten Teil des Areals im Westen und Norden. Und diese Wildnis hat ihre Freunde, auch wenn es sich nicht um Wildnis im landläufigen Sinn handelt, sondern um eine spezielle, von industriellen Spuren durchzogene Kulturlandschaft, die in den letzten Jahrzehnten langsam verwildert ist. Ein mitten in diesem Areal gelegener, denkmalgeschützter alter Wasserturm mit einigen angeschlossenen Lagerhallen ist seit einigen Wochen

→ **33** Schauplatz zahlreicher miteinander verschränkter Aktivitäten, die einen pfleglichen Umgang mit dieser Kulturlandschaft zum Ziel haben. Dabei kooperieren universitäre Forscher, Bauträger, Masterplaner und das Architekturzentrum Wien für drei Jahre mit lokalen Initiativen. In einem Forschungs- und Entwicklungsprojekt unter dem Titel „Mischung Nordbahnhof“ sollen Strategien für eine Nutzungsmischung des Stadtteils erarbeitet werden, die vermehrt „von unten“ kommen, durch Beteiligung der jetzigen und zukünftigen Bewohner.

In diesem Sinn agieren auch sechs internationale Architekturteams, die von Angelika Fitz und Elke Krasny, den Kuratorinnen des Projekts „Care and Repair“ eingeladen wurden, vor Ort mit lokalen Experten und Nachbarn zu arbeiten und Prototypen für eine andere Planungshaltung zu entwickeln. So hat etwa die belgische

Neuer Masterplan von StudioVlayStreeruwitz mit „Freier Mitte“.

Foto: StudioVlayStreeruwitz

Gruppe Rotor Überlegungen zur systematischen Einschleusung von gebrauchten Materialien in den Bauprozess angestellt. Gleichzeitig machten sie die Grenze der zukünftigen Bebauung als weiß gekalkte Linie am Boden sichtbar und legten überwucherte Infrastrukturen frei, um den Wert der vorhandenen Kulturlandschaft zu betonen. Zwei andere Teams arbeiteten mit migrantischen Gruppen aus der Umgebung an der Frage, wie auch sie vom neuen Stadtteil profitieren könnten, von öffentlichen Räumen bis zu wirklich leistbarem Wohnraum.

Das klingt romantisch und ist es teilweise auch. Die Vorstellung, Stadtraum achtsam aus vorhandener Substanz heraus zu entwickeln, ist allerdings eine Grundhaltung, die über Romantik hinausgeht. Im konkreten Fall soll sie nicht nur „bottom-up“ durchgesetzt werden, sondern auch „top-down“ durch einen neuen städtebaulichen Masterplan. Für den noch unbebauten Teil des Areals fand 2012 ein weiterer städtebaulicher Wettbewerb statt, den Bernd Vlay und Lina Streeruwitz mit einem Projekt für sich entscheiden konnten, das quasi die Antithese zum Masterplan von Podrecca und Tesar darstellt.

Statt eines Blockrasters sieht dieser mit den Landschaftsarchitekten Agence TER entwickelte Plan vor, die Mitte des Areals als Grünraum frei zu halten und dafür an den Rändern dichter und höher zu bauen. Von

den rund 500 000 m² Nutzfläche soll ein Fünftel in Gebäuden liegen, die über die baurechtlich definierte Hochhausgrenze von 35 m hinausragen. Das verursacht zusätzliche Kosten, die aber teilweise durch geringere Aufwände für Straßen und Kanäle kompensiert werden. Der eigentliche Vorteil dieser „Freien Mitte“ mit dichter Bebauung am Rand besteht aber darin, mehr Leben und Nutzungsmischung in die Sockelzonen bringen zu können, die durch die Lage am „Central Park“ besonders attraktiv sind.

Das Konzept stellt die Stadt vor neue Herausforderungen. Nicht zuletzt geht es um die Frage, wer die Pflege des Grünraums in der Mitte übernehmen soll. Als Park wäre er dem Bezirksbudget zuzurechnen. Die von den Architekten geplante Form einer pflegeleichten Halbwildnis stieß vorerst bei den Beamten auf wenig Gegenliebe, nicht zuletzt aus Haftungsgründen und weil man Kritik der Bevölkerung an einem „ungepflegten“ Park

fürchtete. Im Rahmen der Bürgerbeteiligung hat sich diese Furcht inzwischen als grundlos herausgestellt. Die aktuellen Aktivitäten am Wasserturm geben Hoffnung, dass es mehr als genug Freiwillige geben wird, um diese Wildnis sinnvoll zu nutzen.

Am anderen Ende des Areals ist inzwischen der Blockraster weitergewuchert. Auch hier gab es einen neuen städtebaulichen Wettbewerb, den Boris Podrecca gewann. Er brachte die Blockränder zeitgeistig zum Schwingen und hob sie teilweise vom Boden ab. Eigentlich hätten in der Umsetzung mehrere Architekten zum Zug kommen sollen. Der Investor sparte sich die Mühe und beauftragte Podrecca mit dem gesamten Projekt. Nur für einen kleinen Bauteil Richtung Praterstern wurde ein eigener Wettbewerb ausgeschrieben. Statt echter Vielfalt gibt es jetzt Fassadenakrobatik. Und eine weitere Gegend in Wien, die man meiden sollte.

1. Juli 2017

Ist das Kunst?

Das Londoner Kollektiv assemble zeigt im Az W in seiner ersten Einzelausstellung Arbeiten zwischen den Genres: Architektur? Bildende Kunst? Aktionskunst in Zeitlupe? Oder vielleicht doch eine neue Kunstgattung, deren Name erst erfunden werden muss?

Kollektive sind in der bildenden Kunst eine Seltenheit. Wenn überhaupt, treten sie gerne als Verdoppelungen des individuellen Genies auf, wie Gilbert und George oder EVA & ADELE. Dass ein Kollektiv von 18 Personen einen der renommiertesten Kunstpreise der Welt erhält, den mit 40 000 Pfund dotierten britischen Turner-Preis, der schon an Rachel Whiteread, Anish Kapoor oder Damien Hirst verliehen wurde, war 2015 eine kleine Sensation. Die Preisträger, die als Gruppe unter dem Namen „assemble“ firmieren, sind zum größten Teil Architektinnen und

Architekten, die sich beim Studium an der Universität Cambridge kennengelernt haben.

Ihr erstes gemeinsames Projekt war die Umwandlung einer verlassenen Londoner Tankstelle in ein Sommerkino im Jahr 2010. Dafür brauchte es nicht viel: eine bestehende Stahlkonstruktion mit vier Stützen, eine steile Tribüne, die darunter errichtet wurde, eine herabrollbare Leinwand und rundherum Vorhänge aus dünnen Folien, die gerafft an die Filmpaläste der 1930er-Jahre erinnerten. Sie konnten nach der Filmvorführung nach oben gezogen werden, um aus der Tankstelle eine Party-Location zu machen. Auf die große Zeit des Films bezog sich auch eine neu auf dem Dach angebrachte Leuchtschrift mit dem Namen dieses flüchtigen



Filmpalasts, „The Cineroleum“. Dieses Projekt entstand in Zusammenarbeit mit über hundert Freiwilligen aus der Umgebung, die gemeinsam mit assemble die Konstruktion entwickelten, Vorhänge nähten und intarsierte Kleinmöbeln für die Kinokasse bauten, die einen eigenartigen Kontrast zu den sägerauen Sitzbänken im „Kinosaal“ bildeten.

Den Turner-Preis gewannen assemble für ein Projekt, an dem sie bis heute arbeiten, der Unterstützung eines Community Land Trusts, der sich seit über 20 Jahren mit der Erhaltung und Revitalisierung einer Reihenhausanlage in Liverpool beschäftigt. Die vier kleinen Straßen des „Granby Four Streets“-Projekts sind die letzten verbliebenen Teile einer Viktorianischen Bebauung. Während die neu errichteten Reihenhäuser rundherum wie leblose Fabrikprodukte wirken, sind die alten Straßen von Allee-bäumen gesäumt und wirken durch Zubauten und Patina lebendig und individuell. Das klingt sentimental und würde sich auch darauf beschränken, wenn es assemble ist nicht gelungen wäre, diesen sentimental Impuls in handfeste Aktionen umzusetzen. Sie erarbeiteten mit den Bewohnern ein Konzept für eine schrittweise Sanierung der Häuser und des öffentlichen Raums, planten einen Wintergarten in eine der Baulücken und eröffneten eine Werkstatt, in der sie Elemente für die Sanierung produzierten, die auch in Kleinserien aufgelegt und zum

Wände aus Sandsäcken, die mit Abbruchmaterial gefüllt sind: Tonstudio für OTO-Projekte.

Foto: assemble

Verkauf angeboten werden. Mit dem Geld aus dem Turner-Preis bauten assemble diese Werkstatt zu einem kleinen Unternehmen aus, das auch lokal Arbeit schafft.

Im Architekturzentrum Wien sind diese und andere Projekte in Videos, Modellen und in vielen Fällen 1:1 Details ausgestellt. Darunter findet sich auch ein kleines Tonstudio für OTO-Projekte, eine Art Urhütte, deren dicke Wände aus Sandsäcken bestehen, die mit vor Ort verfügbarem Abbruchmaterial gefüllt sind. Außen sind diese Säcke mit einem rauen Putz aus demselben Material verkleidet. Das Dach ist eine einfache Holzkonstruktion. Ein weiteres Projekt, das Yardhouse, ist die eigene Werkstatt von assemble in einem Hinterhof. Die schlichte Fassade besteht aus rautenförmigen Kacheln, die auf den ersten Blick wie Eternit aussehen, aber aufwendig in Handarbeit hergestellte Einzelstücke sind. In der Ausstellung ist ein Teil der Fassade 1:1 zu sehen, kein Modell, sondern das Original: Das Yardhouse wird gerade an einen anderen Ort übersiedelt, und ein kleiner Teil reist zwischendurch nach Wien.

Dass diese Architektur nicht ewig halten möchte, ist offensichtlich. Assemble produzieren Aktionskunst in Zeitlupe, ein Architekturtheater mit Laienschauspielern, das sie äußerst professionell inszenieren und dokumentieren. Dass sie dafür den

Turner-Preis erhalten haben, ist konsequent. Die Kunstwelt war dennoch einigermaßen irritiert: Der Aufschrei, ob so etwas denn noch Kunst sei, kam diesmal nicht wie üblich vom bürgerlichen Publikum, sondern aus der Szene selbst.

Ob die Irritation auch über das Kunstfeld hinaus wirken kann, bleibt abzuwarten. Im Hof des Az W ist eine Ziegel- und Holzkonstruktion zu sehen, die von Architekturstudierenden der TU Wien, wo zwei Mitglieder der Gruppe ein Jahr lang als Gastprofessoren tätig waren, konzipiert und errichtet wurde. Im Zentrum befindet sich ein Keramikbrennofen, der während der Ausstellung vom Publikum benutzt werden kann. Gemeint ist das, so assemble, als Referenz auf die Ziegelstadt Wien und als Aufforderung, die Gestaltung der persönlichen Lebenswelt nicht der Industrie zu überlassen.

Für diesen Anspruch braucht es in IKEA-Zeiten wahrscheinlich einen radikaleren Impuls. Den können Interessenten sich in den nächsten Monaten auf dem Areal des Nordbahnhof in einer alten Lagerhalle holen, die im Rahmen des Forschungs- und Entwicklungsprojekts „Mischung Nordbahnhof“ der Abteilung für Wohnbau der TU Wien gemeinsam mit dem Az W und der Vienna Biennale genutzt wird. Die

„Nordbahnhof“ liegt im Zentrum eines Areals, auf dem in den nächsten Jahren tausende Wohnungen entstehen werden. Die Halle soll schon im Vorfeld für Nutzungsmischung sorgen und wird derzeit vom design. build studio der TU Wien unter der Leitung von Peter Fattinger mit Studierenden im Selbstbau adaptiert. Sie bietet Co-Working Spaces, Co-Making Werkstätten, Veranstaltungsräume sowie ein Info-Center der Stadt Wien für den neuen Stadtteil.

Angelika Fitz, die neue Direktorin des Az W, hat mit Elke Krasny von der Akademie der Bildenden Künste ein Programm entwickelt, das im Juli mit einer Reihe von Veranstaltungen in der Nordbahnhofhalle beginnt. Unter dem Titel „Care and Repair“ bietet es die Möglichkeit, die Ansätze aus der Ausstellung im Az W weiter- und vielleicht querzudenken. Sechs international tätige Architekturbüros sollen dabei in Zusammenarbeit mit lokalen Akteuren Prototypen für einen sorgsamen Umgang mit dem Ort und seinen jetzigen und zukünftigen, menschlichen und tierischen Bewohnern erarbeiten. Daraus soll im Lauf der nächsten Jahre eine wachsende Ausstellung entstehen. Wenn die Bagger kommen, um das Areal zu planieren, soll klar sein, dass sie nicht die ersten sind, die diesen Ort gestalten.

3. Juni 2017

Bauen wie die Tiger

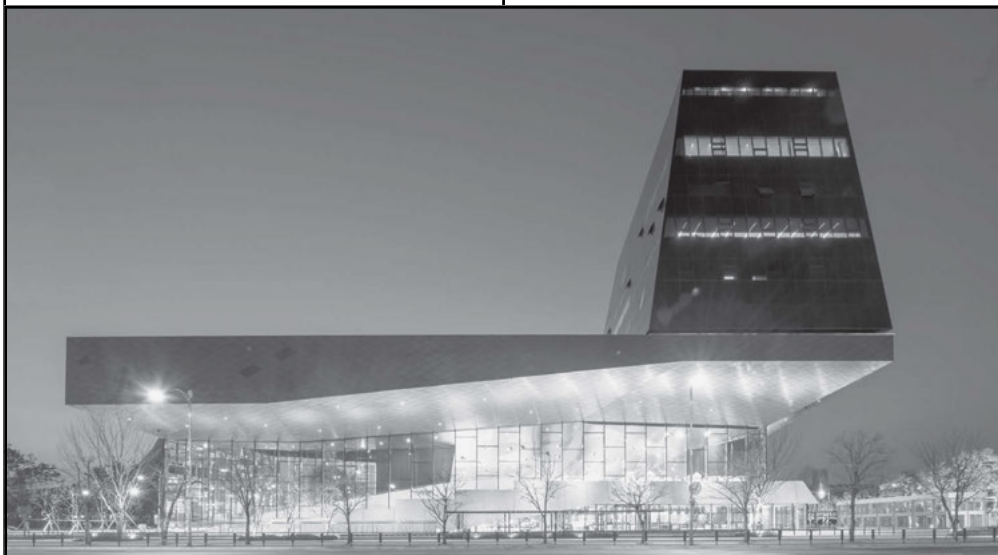
Architektur, die nur das „Vorwärts!“

kennt, ist in Europa selten geworden. Delugan Meissl durften in Seoul ein herausragendes Exemplar dieser Spezies errichten.

Aber ist es repräsentativ für die aktuelle Entwicklung der Architektur?

Wenn in 100 Jahren die Architekturgeschichte des 21. Jahrhunderts geschrieben ist, wird sie mit einem

seltsamen Phänomen beginnen. Neben den zahlreichen Kunstmuseen, die nach dem Modell des Guggenheim Bilbao weltweit



Shaped Sky: das Hyundai Motorstudio Goyang in der Seitenansicht ...

Foto: Katsuhisa Kida

errichtet wurden, finden sich spektakuläre, von großen Automobilkonzernen beauftragte Gebäude und Anlagen mit ähnlich hohem architektonischem Anspruch. Einige nennen sich „Welt“, wie die BMW-Welt in München, andere „Stadt“, wie die Autostadt von VW in Wolfsburg, wieder andere bezeichnen sich als „Museum“, wie Mercedes und Porsche in Stuttgart. Museen haben ihre Wurzeln im Sakralbau, und so sind auch die neuen Autohäuser Kultstätten, zu denen Millionen ihren Weg finden: Das Mercedes-Museum ist das mit Abstand meistbesuchte Museum Stuttgarts. Die Budgets, die zur Errichtung dieser Häuser zur Verfügung standen, waren enorm, und sie verhalfen zu Beginn des Jahrhunderts einer Architektur zum Durchbruch, die von komplexen Geometrien und spektakulären Spannweiten und Auskragungen geprägt war. Ihre Hauptfunktion bestand darin, Eindruck zu machen.

Es wäre verwunderlich, hätte sich das Rennen um die beste automobile Kultstätte auf die großen deutschen Hersteller beschränkt. 2011 schrieb der Hyundai-Konzern, zu dem auch Kia gehört, für die Marke Hyundai einen Wettbewerb aus, der zwei Aufgaben umfasste: den Entwurf eines Flagship-Centers analog zu den deutschen Beispielen sowie ein Konzept für ein einheitliches Erscheinungsbild aller weltweiten Vertriebs- und Servicestellen der Marke.

Den Wettbewerb konnte das Wiener Büro DMAA/Delugan Meissl Associates für sich entscheiden, von dem auch der Entwurf für das

Porsche-Museum in Stuttgart/Zuffenhausen stammt. Die Direktoren von Hyundai hatten DMAA zum Wettbewerb geladen, weil sie nach einem Besuch in Zuffenhausen das Gefühl hatten, besser zu verstehen, was einen Porsche ausmacht. Für ihr eigenes Gebäude in Goyang, einer Satellitenstadt von Seoul, hatten sie allerdings eine Vorgabe, die sich deutlich vom deutschen Vorbild unterschied: Es sollte auf keinen Fall ein „Museum“ werden, sondern ausschließlich der Gegenwart und der Zukunft gewidmet sein.

Dieser radikale Blick nach vorn wird verständlich, wenn man einige Kennzahlen der Stadtentwicklung Seouls betrachtet. Die Stadtregion hat inklusive mehrerer Satellitenstädte rund 24 Millionen Einwohner. Unter den Stadtregionen der Welt nimmt Seoul nach Tokio, New York und Los Angeles mit einem Bruttoregionalprodukt von 850 Billionen Dollar den vierten Platz ein. Das Regionalprodukt pro Kopf reicht an jenes Frankreichs oder Finnlands heran. Das Leben im Zentrum Seouls ist so teuer geworden, dass dort die Bevölkerungszahl zugunsten der Satellitenstädte leicht abnimmt. Dazu trägt auch ein U-Bahnsystem bei, das mit über 330 Kilometer Länge zu den größten der Welt gehört.

Das Konzept von DMAA erzählt eine Geschichte, die ohne Bezüge zu einem konkreten Ort oder einer historischen Vergangenheit auskommt. Es arbeitet mit drei Begriffen, die räumliche Situationen